Unter Kubas und Mexiko's heisser Sonne

Autor(en): **Popfinger, Seppl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-662508

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

net, daß alles für beide Piloten mit einem Mindestmaß von Arbeit bequem zugänglich und lesbar ist. Für einen dritten Piloten sind Sitz und Tisch vorgesehen.

Für einen Durchschnittsdienst von 12 Stunden täglich, jahraus, jahrein, gedacht, ist der Stratoliner so gebaut, daß seine Versorgung und Überwachung ein Mindestmaß an Zeit beansprucht. Steueranlagen, Maschinen, Zubehöranlagen, Benzin- und Öltanks sind leicht zugänglich. Steuerkabel sind in Rohrleitungen außerhalb der Passagierkabinen zusammen verlegt, so daß sie schnell erreicht werden können. Die Motoren können mit wenigen Griffen aus ihren Einzelgondeln genommen und ausgewechselt werden. Jeder Einzelteil der Maschinen ist austauschbar, innerhalb des Flugzeuges wie mit den entsprechenden Teilen anderer Stratoliner. Alles Zubehör, wie Batterien, Kompressoren, Tanks für die Propeller-Enteiser-Flüssigkeit usw., sind in einem Raum im Boden des Flugzeugkörpers untergebracht, der auch während des Fluges zugänglich ist. Die vier Brennstofftanks sind in den inneren Tragflächen-Abschnitten untergebracht; sie können mit einer Geschwindigkeit von 568 Liter in der Minute gefüllt werden. Keine Brennstoffleitung befindet sich innerhalb des Flugzeugkörpers. Durch zusätzliche Benzintanks kann der Brennstoffvorrat von 4826 auf 6435 Liter erhöht werden.

Stratoliner sind Ganzmetall-Flugzeuge von großer Steifigkeit. Jeder der beiden Flügel des Eindeckers besteht aus drei Abteilungen, deren beide inneren die vier Maschinen-Gondeln tragen. Durch Gummi-Lagerungen und vollkommene Stromlinienform wird Schwingungsfreiheit und ruhiger Flug gesichert; Ölbremsen im Fahrgestell sichern stoßfreie Landung. Es ist Vorsorge dafür getroffen, daß sich während der Fahrt kein Eis auf den Außenseiten bildet.

Der Stratoliner wird auch als Privatflugzeug mit 4505 Kilometer Aktionsradius gebaut, mit luxuriöser Klub-Ausstattung und allem denkbaren Komfort, wobei außer den Haupträumen eine Kapitänskajüte mit angeschlossenem Bettraum, eine kleine Küche, Gäste- und Ankleideräume und ein Brausebad vorhanden sind.

A. Lion.

Unter Kubas und Mexikos heißer Sonne.

Von Seppl Popfinger.

Landerlaubnis nur gegen bar...

Von der Sonne braungebrannte Eingeborene begleiteten schwimmend die in den Hafen von Havanna einlaufende „Mexique" und tauchten nach Münzen, wenn die Passagiere welche über Bord warfen. Nicht ein Cent entging den tollen Burschen.

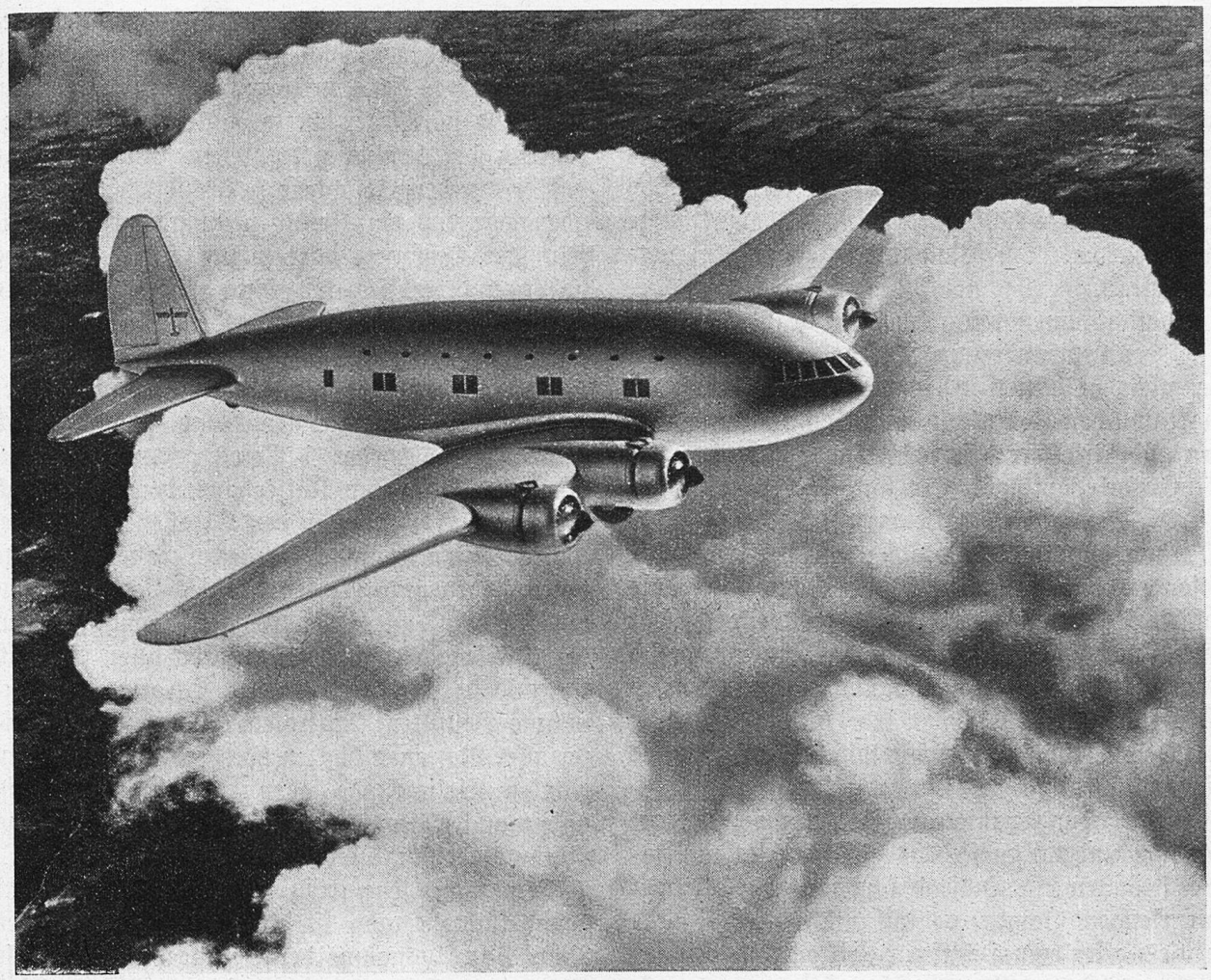
Am vorhergehenden Tag wurden wir vom Schiffsarzt geimpft, denn in den meisten tropischen Ländern muß man im Besitze einer Impfbescheinigung sein. Bei der Einfahrt in Havanna kamen kubanische Ärzte an Bord, die das Schiff erst freigaben, nachdem Passagiere und Besatzungsmannschaft untersucht waren. Dann erst durfte die „Mexique", die uns in 18 Tagen von Europa nach Kuba getragen hatte, an der Mole anlegen.

Fast alle 3.-Klaß-Passagiere und die Hälfte der 2. und 1. Klasse stiegen hier aus. Die Beamten der Imigration waren mit ihren Formalitäten bei den Passagieren sehr streng. Jeder, der in Kuba an Land gehen und dort bleiben wollte, mußte einen Scheck von 150 Dollar vorzeigen. Wer das Geld nicht hatte, durfte nicht vom Schiff herunter.

Ich wollte auch für einige Stunden das Schiff verlassen, um mir Havanna anzusehen. Die Beamten wollten mich trotz meines kubanischen Visums nicht an Land gehen lassen, weil ich für Mexiko gebucht hatte. Erst als Monsieur Couetoux, der Commissaire der „Mexique" einen Garantiebrief in Höhe von 5000 Francs für mich ausstellte, händigte mir der Chef der Imigration einen Landungsausweis aus. Es wurde mir ausdrücklich erklärt, daß ich bis spätestens vier Uhr wieder auf dem Dampfer sein müsse, sonst muß die Schiffskompagnie, die doch für mich in dem Glauben, daß ich bestimmt wieder zurückkomme, allerhand Geld deponiert hatte, den Betrag an die Einwanderungsbehörde zahlen.

Spaziergang in Havanna.

Ich hatte natürlich niemals die Absicht, in Havanna durchzugehen, vielmehr wollte ich mal die Stadt und vor allem das Capitol sehen. Nach langwierigen Verhandlungen mit den Beamten türmte ich los. Mit dem Taxi kostet die Fahrt von einem Stadtteil zum anderen nur 25 Cents.



Der erste Stratoliner beim Höhenflug in der Substratosphäre.

Alle öffentlichen Gebäude, wie das Regierungsgebäude, Rathaus, Schulen und alle Banken usw. waren meist von braunen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett besetzt. War doch in Kuba erst die blutige Revolution, und die heutigen Herren der Regierung fühlen sich noch nicht ganz sicher. Immer wieder bricht auf dieser Insel eine neue Revolution aus. Als ich die Hauptpost betrat, wurde ich am Eingang nach Waffen abgetastet; die Aktentasche untersuchten einige braune Kerle nach Sprengstoffen.

An der Stätte des Grauens.

Ein Eingeborener zeigte mir für ein paar Cents das Hotel, in dem über hundert Menschen, meist Offiziere, während der letzten blutigen Revolution erschossen wurden. Es war grauenvoll, von dem braunen Gesellen zu erfahren, welch' abscheuliche Verbrechen hier begangen wurden. Einige Menschen wurden wie Tiere behandelt. Voll Ekel wandte ich mich von dieser Stätte ab, um dann die herrlichen Bauten, Zeugen einer vergangenen Friedenszeit, zu betrachten. Zu schnell verging die Zeit, und ich mußte wieder zurück auf „unsere schwimmende Insel".

Ankunft in Vera Cruz.

Wir hätten eigentlich schon am Donnerstag in Vera Cruz sein können, sagte mir der erste Offizier, aber nachdem an diesem Tag der mexikanische Nationalfeiertag war, arbeitete kein Mensch, und somit hätten wir auch nicht von Bord gehen können. Die „Mexique" fuhr nun langsamer, und so legten wir erst Freitagmorgen 7 Uhr in Vera Cruz an.

Der Hafen im Golf von Mexiko, wo der Eroberer Cortez vor 400 Jahren landete, heißt Vera Cruz, auf deutsch „Wahres Kreuz!", weil das gelbe Fieber jahrhundertelang die Menschen dahinraffte und ein „wahres Kreuz" war. Die Stadt ist heute vom Fieber befreit.

Wieder ärztliche Untersuchung. Noch genauer

wie in Havanna. Jeder mußte die Impfkarte vorzeigen. Wir hatten alle auf dem 1.-Klaß-Deck Aufstellung genommen, wo die Beamten mit den Manifestanten an Tischen saßen. Zuerst wurden die Mexikaner abgefertigt, dann kamen die 1.-Klaß-Passagiere daran. Das dauerte nun schon Stunden... Es half alles nichts..., man mußte eben warten. Die Einwanderungsbehörde verschnaufte.

Endlich kamen wir auch an die Reihe. Der Chef der Einwanderungsbehörde wandte sich nun an mich. Er öffnete einen versiegelten Brief des mexikanischen Konsuls in München, las den Brief den anderen Herren vor und sagte dann zu mir:

„Senor Popfinger, Sie sind Periodista?"

„Si, Senor, ich bin Journalist."

„Unser Konsul in München empfiehlt mir Sie besonders. Sie wollen also über Land und Leute in Mexiko schreiben. Ich glaube, Mexiko ist sehr interessant für Sie. Für sechs Monate kann ich Ihnen Aufenthaltsgenehmigung geben. Genügt Ihnen das?"

„Danke sehr, das genügt mir vollauf. Buenos dias, Senor."

Die Landungspapiere wurden mir nun ausgehändigt, und ich durfte das Schiff verlassen. Sofort strömten ein Dutzend schwarze Gepäckträger mit riesigen Sombreros auf mich zu, die alle meine Koffer vom Schiff zur Zollkontrolle bringen wollten. Jeder wollte mir seine Erkennungsmarke in die Hand drücken, einen ließ ich schließlich die Koffer heruntertragen. Die Zollbeamten waren sehr freundlich, sie durchsuchten mein Gepäck nicht einmal nach verzollbaren Waren. Nun brachte mein Kofferträger das Gepäck zum Bahnhof, der einige hundert Meter vom Landungsplatz entfernt liegt, um es zu deponieren, bis abends der Zug nach Mexiko-City weiterfuhr.

Papier und Silber.

Mein Träger wollte für seine Arbeit 2 Pesos. Kleingeld hatte ich keines, und so wollte ich an der Station einen 5-Pesoschein wechseln. Da konnte ich ein Wunder erleben! Kein Mensch wollte mir Geldnoten umwechseln. Erst später erfuhr ich warum: Das mexikanische Silbergeld hat mehr Wert, die Leute hamstern Silber zusammen, die Peso-Scheine will niemand als Zahlungsmittel annehmen. Jeder Mexikaner stapelt zu Hause Silberpesos auf, so lange er es finanziell aushalten kann. Sogar die Banken geben nicht einmal Silbergeld aus.

Schließlich kaufte ich mir eine Eislimonade, damit mir vielleicht hier der Fünf-Pesoschein gewechselt werde. Als ich dem Manne den Schein vorlegte, ihm dann erklärte, daß ich leider kein Kleingeld hätte, verzichtete er lieber auf die Bezahlung der bereits getrunkenen Limonade, als daß er mir den Geldschein gewechselt hätte. Herrgott, war das ein Kreuz; niemand wollte wechseln, der Schwarze aber wollte seine 2 Pesos haben, und so blieb mir nichts anderes übrig, als ihm eben die Geldnote zu geben. Da grinste er übers ganze Gesicht.

Der Schweiß lief mir in Strömen am Körper herunter. Ich schwitzte, trank und schwitzte noch mehr, bis ich wieder 5 Pesos vertrunken hatte, damit der Mann im Kaffeehaus, von wo aus ich mir jetzt das Treiben in den Straßen betrachtete, nicht wechseln brauchte. In den Straßen herrschte reges Leben und Treiben. Indios liefen in bunten Kleidern, mit ihren riesigen Sombreros auf den Köpfen, herum, boten Waren aller Art feil. Da und dort schliefen an den Straßenecken zerlumpte Gestalten; Matrosen, Fischer, Quaiarbeiter aller Nationen hockten vor den Kaffeehäusern, tranken Eislimonade oder „Servezas" (Bier), und mancher Indios schlürfte „Baulque", das Nationalgetränk Mexikos.

Vera Cruz, jene früher vom Fieber sehr stark heimgesuchte Stadt, ist ein buntes, schmutziges Nest. Mit Ausnahme der Eskimos sind hier alle Kinder der Erde vertreten. Die Hauptplätze der Stadt waren noch einigermaßen gepflegt, wenn man aber in die Seitenstraßen einschwenkte, fehlte in einigen noch die notwendige Pflästerung. Hier beabsichtigte ich nicht länger zu bleiben.

1. Klasse mit Spucknapf...

Als es Abend wurde, kaufte ich für 22 Pesos (etwa 6 Dollar) ein 1.-Klaß-Billett für den Nachtexpreß nach der Hauptstadt —, eine Strecke von etwa 500 Kilometer.

Schon während der Überfahrt nach Mexiko unterrichtete man mich auf dem Schiff, daß ich in Mexiko mindestens „Primera" fahren müßte, in diesen 1.-Klasse-Wagen könnte man einigermaßen anständig reisen. Nur die Indianer und jene Leute, die sehr arm sind und eine kurze Strecke zurücklegen wollen, benützen die 2. Klasse. Aber ein Europäer fährt nur Pullman oder Primera-Claß. Meine Finanzen standen zwar nicht so rosig, wie die eines amerikanischen Millionärs, immerhin wollte ich mir aber doch einmal ausnahmsweise eine 1.-Klaß-Reise leisten.

Aber wie war ich erstaunt, als ich in den Primera-Waggon kam. Das Innere war alles, nur nicht „prima". In Europa nennt man so etwas 3. Klasse. Die Ledersessel für 2 Personen, die man je nach der Fahrtrichtung umstellen kann, waren nicht nur steinhart, sondern auch noch voll Staub und Schmutz. Zwischen beiden Sitzen ist eine Holzlehne, höchst unbequem, wenn man sich mal ausstrecken will. Am Boden steht ein eiserner Spucknapf, den man, wie ich später merkte, sehr notwendig braucht. Gegenüber saß auch ein Europäer, der stillschweigend alles betrachtete und vielleicht gerade die Vorzüge der Pullmanwagen in Vergleich mit unserer „Luxusklasse" feststellte.

Zum Donnerwetter! War das ein Gewackel und ein Klirren. Kein Fenster war dicht, daher kam es auch, daß mein Kragen und Hemd aussah, als sei es schon 6 Wochen getragen. Ein Sauerstoff-Apparat wäre angebracht gewesen, denn diese Mengen Staub einzuatmen, ist wirklich kein Vergnügen. Da hustet, schluckt und spuckt man — und dazu sind die Spucknäpfe da. Ich schluckte auch Staub, spuckte in der Stunde 100-mal in den Napf und verfluchte nebenbei die „vornehme" Eisenbahngesellschaft wegen ihrer harten und unbequemen Primera-Sessel. Vor Wut hätte ich am liebsten den Spucknapf samt den „eleganten Polstersesseln" durchs Fenster geworfen. Einzelne Abteilungen gibt es in diesen Wagen überhaupt nicht. Diese Vorzüge haben nur die Pullmanwagen aufzuweisen.

Bunt und lebhaft ist das Leben auf und an den Bahnen. Selbst die Kondukteure verkaufen Erfrischungen und treiben damit schwunghaften Handel.

Es war ein „Schnellzug", hielt aber im kleinsten Indianernest an, wo dann gleich Dutzende Indios, Männer und Frauen und Kinder, an die Fenster und in den Wagen kamen und ihre Erzeugnisse anboten, gebratene Gürteltiere, Hühnerschenkel und Maiskuchen mit einer Fülle aus gehacktem Rohfleisch. Sogar Blumen und sonstige Kleinigkeiten konnte man kaufen. Es war ein höllisches Geschrei, das die Eingeborenen dabei immer vollbrachten. Kaufte ich dem einen etwas ab, glaubte der andere ebenfalls, unter Brüllen seine Waren an den Mann bringen zu müssen. Durch das lange Fahren elend müde, wollte ich einschlafen, aber es war unmöglich. Obwohl in Vera Cruz tagsüber eine fürchterliche Hitze herrschte, wurde es nachts von Stunde zu Stunde kälter. Je höher der Zug kletterte — mußte er doch auf 2300 Meter Höhe — desto mehr fror mich.

Vor uns war ein 2.-Klaß-Wagen gekuppelt, in dem dauernd Hähne krähten; wenn dieses Gegacker auf einige Minuten verstummte, waren es Kinder oder Eingeborene, die durch ihr Brüllen und lautes Schreien mir den Schlaf nahmen. Jetzt fängt so ein „Dickwamperter" auch noch zu schnarchen an, aber wie...! So gerne ich reise, war ich doch wirklich herzlich froh, als der Morgen graute und wir gegen 7 Uhr Mexiko-City erreichten. Ich atmete erleichtert auf.

Langsam fuhren wir in die Station. Gepäckträger, Hoteldiener usw. sprangen auf den noch fahrenden Zug, um den Reisenden ihre Dienste in einem ungeheueren Redeschwall anzubieten. Ich kenne den New Yorker Grand-Central und den Anhalter Bahnhof; aber in keinem der beiden ist ein solcher Lärm. Manchmal versteht man nicht mehr sein eigenes Wort. Ich suchte nun die amtliche Gepäckaufbewahrungsstelle. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß es so etwas auf diesem Bahnhof der Hauptstadt Mexikos nicht gebe. Ein Bahnangestellter erklärte mir, daß ich meine Koffer in den Kaffee- und Zigarettenladen geben solle. Dort riß der Verkäufer irgendwo einen Fetzen Papier ab, schrieb darauf, wieviel Stück ich abgegeben hatte — und fertig war der ganze Depotschein. Keine Nummer, kein besonderes Erkennungszeichen. Wie leicht kann hier also ein Koffer verwechselt werden!

Die Gegensätze in Mexiko.

Nun machte ich einen Spaziergang nach dem Stadtzentrum und dem Geschäftsviertel.

Der Fremde kommt aus dem Staunen überhaupt nicht heraus, die krassen Gegensätze der Pracht und des Luxus treten zu stark hervor. Hier — breite Straßen, moderne Straßenbahnen und elegante Limousinen, die in langen Reihen an den großen kostspieligen Hotels und Cafés stehen — dort Indianer in billige Fetzen gekleidet, Trödlerläden und Stände, an denen Fleisch und Wurstbestände verkauft werden, die voll von Mücken und Insekten sind. Wahrlich!... Ein seltsames Schauspiel!

Hier im Zentrum von Mexiko-City sind herrliche Bauten; riesige Geschäftshäuser beweisen den industriellen Aufstieg dieses Landes. Das Regierungsgebäude, der wundervolle Theaterpalast und die vielen Kirchen, auch einige Banken ragen in herrlichen Baustilen empor und

zeugen von großem Können ihrer Erbauer. Saubere, breite Straßen geben der Stadt ein vornehmes Gepräge. Und mitten in diesem Großstadtverkehr hat man auch nicht die Natur vergessen; gepflegte Anlagen, bespickt mit Blumen und Palmen, erfreuen unser Auge. Und erst diese Farbenpracht bei den Einwohnern selbst. Elegant und modern gekleidete mexikanische Senoritas, die in pastellfarbigen oder mit großen Blumen bedruckten Kleidern neben den nicht minder vornehm gekleideten Kavalieren einhergingen, waren der schroffe Gegensatz zu den rotbraunen Indianern, die in ihren malerischen Trachten und riesigen Sombreros auf den Köpfen über Straßen und Plätze huschten.

Von einem Restaurant aus betrachtete ich voll Ehrfurcht die herrliche, in maurischem Stil erbaute Kathedrale. Eine Broschüre berichtet, daß auf demselben Platz unzählige Menschen hingeschlachtet wurden. Der Boden Mexikos trank das Blut schon in Strömen. — Die Spanier töteten 4 Millionen der alten Mexikaner. Mehr Opfer — als Deutschland der Weltkrieg 1914 bis 1918 forderte.

Der Herr mit dem Hammer.

Humoreske von Harald Spitzer.

Diese Geschichte spielt vor vielen Jahren; zu einer Zeit, als man noch nicht soviel wußte, wie heute, in der es sich aber trotzdem ganz gut leben ließ. Irrtümern freilich werden die Menschen immer ausgesetzt sein...

*

Weit oben in der Bergeinschicht hauste Peter, der alte Ziegenhirt, in seiner kleinen Almhütte einsam und friedlich.

Eines Tages nun ereignete sich etwas noch nie Dagewesenes: der Briefträger kam fluchend heraufgestapft!

Eine gute Weile verging, bis Peter begriff, um was es sich handelte.

Er hatte wirklich einen Brief erhalten!

Ein Analphabet befindet sich da in Verlegenheit; deswegen bat er den Postboten, ihm das Schreiben vorzulesen.

Nachdem dieser geendet hatte, standen die zwei Männer starr vor Überraschung, mit offenem Mund und weiten Augen. —

Peter wurde aufgefordert, in die Stadt zu fahren, da eine Erbschaft seiner harrte: ein entfernter Verwandter, von dem er gar nichts wußte, hatte ihm zweitausend Kronen vermacht!

*

In der freien Natur vermag der Mensch ohne Bildung zweifellos glücklich zu sein; gerät er jedoch irgendwie in die Zivilisation, so wird dies im Nu anders.

Wer zum Beispiel mit Geld zu tun hat, muß rechnen können.

Peter hatte keine Ahnung davon; daher verließ er seine Ziegen und ging zum Dorflehrer in die Schule.

Nicht etwa, daß er mit den Kindern auf der Bank gesessen wäre; der Lehrer hatte den Alten bei sich aufgenommen und brachte ihm nun im Schweiße seines Angesichtes die Grundbegriffe bei. Und siehe da: bald zeigte Peter Begabung und Freude; am meisten Spaß bereitete ihm das Zählen...

Nach zwei oder drei Wochen konnte er schon das Wichtigste rechnen und seinen Namen ganz schön schreiben.

*

Gewaschen, geschoren, gestutzt, mit einem altmodischen, aber sauberen Anzug und geputzten Stiefeln schlurft Peter durch die breiten Straßen.

An seinem redlichen Herzen ruhen in einem Lederbeutel zweitausend Kronen.

Wie ein Kind bestaunt der alte Berghirte die Wunder der Stadt.

Bisweilen wird ihm wohl etwas schwummerig im Kopf von den vielen und seltsamen Eindrükken; aber das währt nie lange.

Und das Rechnen macht ihm nach wie vor große Freude; wo immer er auf Ziffern stößt, zählt er munter weiter und lacht dazu.

Er übt sich gewissermaßen spielend...

Nun kommt Peter zu einem großen, prächtigen Haus, das seine ganze Aufmerksamkeit fesselt: Durch das stattliche Tor strömen fortwährend Leute ein.

Der Ziegenhirte wird neugierig, denkt, daß da vielleicht eines jener Theater sei, die es in so einer Stadt ja geben soll, und schließt sich an.

Über eine breite, teppichbelegte Treppe steigt er in den ersten Stock und betritt einen geräumigen Saal, der von Menschen wimmelt.

Langsam drückt und quetscht er sich nach vorne, um zu erfahren, was hier eigentlich los sei.

Endlich ist Peter so weit und gewahrt einen